

Wie könnte mein Leben aussehen?

Begehbare Hörspiele: Mit einer raffinierten Akustik öffnet Paul Plamper in „Dienstbare Geister“ historische Räume zur deutschen Geschichte.

Von Christian Deutschmann

Präzise Einblicke ins Alltags-, Sprach- und Seelenleben arrivierter linksliberaler Mittdreißiger zu geben war immer schon die Stärke der Stücke und Hörspiele von Paul Plamper. Ihr quälendes, oft aus Wortmüll gespeistes und sich in ihm verhedderndes Gerede war stets mit einem Wiedererkennungseffekt verbunden, der neben jähem Erschrecken auch Vergnügen hervorrief. Ob zuletzt in „Hochhaus“, „Die Unmöglichen“, dem Dreiteiler „Ruhe“ oder „Der Kauf“: immer begegnen wir Zeitgenossen, die aufgeklärt genug sind, Fassaden einer soziologisch durchdachten, fortschrittlich gesinnten Existenz vor sich her zu tragen und danach zu handeln; aber auch so hirn- und regelgesteuert, dass sie regelmäßig an Herausforderungen des wirklichen Lebens scheitern.

Immer mit sich selbst beschäftigt und am Konstrukt hochanständiger Correctness werkelnd, erfahren sie den unter der rhetorischen Tünche solidarischen Zusammenlebens schlummernden Egoismus einer Wohn- und Hausgemeinschaft („Der Kauf“), aber auch das stille Grauen eines Weihnachtsabend, der alle familiären Unstimmigkeiten mit aufgesetzter Fröhlichkeit kittern soll („Stille Nacht – Ruhe 3“).

Längst bewährt und als Zeugnis der Sprachlosigkeit unserer Tage bewiesen hat sich da ein Naturalismus eigener Art: eine Improvisationskunst von Darstellern, die eine täuschende, geradezu dokumentarisch abgelauschte Echtheit an den Tag legen und den staunenden Zuhörer mitten hinein ins Rede- und Streitgeschehen versetzen. Aber auch eine raffiniert ausgeklügelte Dramaturgie, die herkömmliche Gleise des Geschichtenerzählens verlässt und eine jeweilige Moral gänzlich unrhetorisch zur Geltung bringt. In „Die Unmöglichen“ steht ein junges Paar vor der Entscheidung, welches von ihren drei probenhalber in vitro erzeugten Embryos das Recht zum Leben erhalten solle, während sich die drei ungeborenen Wesen ausmalen, wie ihr künftiges Leben verlaufen könnte. Einen Schritt weiter geht „Ruhe 1“. Als „begehbare Hörspiel“ angelegt und als Klanginstallation auch außerhalb des Radios vorgeführt, lässt es den Hörer durch ein imaginäres Café wandern, an dessen Tischen die Gäste Zeuge eines gewalttätigen Vorfalls werden und darauf auf jeweils unterschiedlich hilflose Weise reagieren.

Mit „Dienstbare Geister“ nun bewegt sich Plamper in einem historischen Raum und greift dabei bis Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. Es geht um den deutschen Kolonialismus und darüber, wie der bis heute irgendwie nachlebt. Eine namenlose junge Deutsche erzählt in Briefform davon, wie sie 1905 auf nach Kamerun gelangt, um dort eine Anstellung zu finden. Anfänglich von backfischhafter Schwärmerei für alles Exotische erfüllt und der Vorstellung nachsinnend, „wie glücklich doch dieses Völkchen sei“, hat sie bald darauf – sie ist auf der Karriereleiter inzwischen nach oben gelangt – Grund, ihrem Ärger über das widerspenstige Benehmen der „Neger“ samt deren „Weiber“ Luft zu verschaffen und zunehmende Disziplinlosigkeit auch auf deutscher Seite, sowie die Ungerechtigkeiten der Kolonialverwaltung, denen sie ausgesetzt sei, zu beklagen.

Dagegen geschnitten sind Szenen aus dem deutschen Alltag von heute: Martin, einem Kameruner, ist die Flucht ins gelobte Deutschland gelungen, er spricht inzwischen ein makellooses Deutsch und ist auch sonst dabei, „deutsch“ zu werden. Stören

lässt er sich dabei weder von den gutmenschelnden Anbiederungsversuchen seiner WG-Umgebung noch von unterschwelligem Rassismus. Sein Ziel, sich von allem Negativen zu lösen, was seiner Herkunft anhaftet, hat er erreicht, als er als Ingenieur einen Job mit Aufstiegschancen erhält. Gar nicht erfreut ist er aber, als ihm die Chefin einen Auftrag nahelegt, der ihn – als Migrant habe er doch die besten Voraussetzungen und wisse, wie es da zugehe – zurück in sein Land führen soll. Wider Willen reist er und erlebt, was zu befürchten war: Kuddelmuddel und Korruption. Alles, wie man ihm dort erklärt, „weil wir die schlechten Eigenschaften der Kolonialherren übernommen haben“. Gut recherchiert ist das alles. Doch dass Plamper vom Theater herkommt, ist in jeder Szene auch zu spüren: wie er Räume baut, ohne sich der üblichen akustischen Mittel des Stühlerückens, Einerschlurfens und Türenknarzens zu bedienen; vor allem aber, wie er sprechen, ja spielen lässt, ohne dass das zum Aufsagen vor dem Mikro führt. Großartig Sandra Hüller, wie sie ihre Stimme zum Schwingen bringt und weite Bögen zwischen Jungmädchencharme und plötzlichen Ausbrüchen von Entschlossenheit, Verzweiflung und Wut spannt. Ihr Solo einer Deutschen, die Höhen und Tiefen der Kolonialherrschaft erfährt, hat zweifellos das Zeug zu einem in seiner Zartheit kraftvollen Bühnenauftritt.

Voller liebevoller Details gezeichnet aber auch die Figuren und Szenen im heutigen Berlin, wo das Thema Migration so manchen der Akteure in Verlegenheit bringt. Da entspinnt sich am Tisch der Wohngemeinschaft – hier ist Plamper sichtlich in seinem Element – eine gutgemeinte, doch in ihrer voyeuristischen Penetranz peinliche Ausfragerei danach, wie es dem Flüchtling auf dem Weg hierher denn so ergangen sei. Aus dem gleichen Holz „grüner“ Besserwisserei geschnitzt jene Unternehmerin, die alle Floskeln nachhaltigen Wirtschaftens bemüht, ihrem Untergebenen den Kamerun-Job schmackhaft zu machen, dabei insgeheim an schöne Ferien denkt, „so richtig mit Safari und allem Drum und Dran“. So wie historische Befunde in dieses Sprechszenario voller anspielungsreicher Finessen eingefügt werden, geht das freilich nicht immer ohne dramaturgisches Geholper ab. Da verwandelt sich die hoffnungsfrohe Auswanderin, kaum können wir ihr folgen, in eine Art Administratorin der Kolonialbehörde, die historische Zeugnisse – überlieferte Eingaben, Beschwerden und Petitionen der Eingeborenen – abliest. Und woher das Tohuwabohu im Einzelnen herrührt, das der nach Kamerun Entsandte vor Ort erlebt, lässt sich nur erahnen. Hörenswert bleibt das Stück dennoch. Die Handschrift seines Autors, die nichts erklären, sondern nur zu zeigen vermag und dabei mit ihrem Griff in heutige und damalige Realitäten wieder einmal Szenen voller Dichte hervorbringt, trägt über manches Ungereimte hinweg.